

„Heimerziehung – Rückblick und Entwicklungsanforderungen“

Fachreferat zum 10-jährigen Jubiläum des Dr. Janusz Korczak-Haus am 11.02.04

Ich werde meinen Vortrag in folgende drei Abschnitte unterteilen:

- Geschichtlicher Rückblick
- Schwachstellenanalyse
- Zukunftserwartungen

Bei meiner Suche nach einer treffenden Definition von Heimerziehung, bin ich auf folgende Varianten gestoßen:

„Die Aufgabe von Heimerziehung besteht in der Bereitstellung verlässlicher Orte und der Sicherung von Kontinuität für jene Kinder und Jugendliche, deren Herkunftsmilieus und dortigen originären Lebens- und Entwicklungschancen erheblich bedroht sind oder eben bereits zerstört wurden“ (vgl. Bürger 2003, 61).

„...die ungleiche Verteilung von Lebenschancen korrigieren, psychische Schäden aufarbeiten und keine neuen schaffen“ (vgl. Thiersch, Almstedt/Munkwitz).

„Heimerziehung ist Erziehung an einem anderen Ort, ist ein öffentlich verantwortetes und nach rechtlichen Standards organisiertes Gebilde mit administrativen Entscheidungsstrukturen. Ein Gebilde, in dem eine Zwangsgemeinschaft von Kindern auf Lohnerzieher trifft“ (vgl. Trede, Winkler, Wohler).

Zur Geschichte:

Heimerziehung ist die älteste Form gesellschaftlich organisierter Kinder- und Jugendfürsorge. Ihre Wurzeln reichen zurück bis zu den Findel- und Waisenhäusern des Mittelalters. Sie war und ist stets in gesellschaftlicher Funktion, den mit ihr verfolgten fürsorgerischen und erzieherischen Zielsetzungen und damit auch immer in Abhängigkeit vom sozialökonomischen Wandel vielfältigen Veränderungen unterworfen. Es ging immer um zwei, häufig konkurrierende Zielsetzungen: Auf der einen Seite die offenkundige Disziplinierung und Anpassung der Zöglinge entsprechend den Erfordernissen der Produktivkräfteentwicklung in Armen-, Zucht- und Arbeitshäusern.

Auf der anderen Seite trifft man auf Hilfskonzepte, die darauf zielen, Kindern im Rahmen der jeweils historisch gegebenen Verhältnisse Lebensorte und -chancen zu eröffnen, die ihnen ansonsten verwehrt geblieben wären.

Aus dem, was früher Besserungsanstalten, Rettungshäuser, Zwangserziehungsanstalten, Fürsorge- und Erziehungsanstalten waren, wurden schließlich nach dem zweiten Weltkrieg Heime der „Freiwilligen Erzieherischen Hilfe (FEH) und der klassischen Fürsorgeerziehung (FE) geregelt durch das Jugendwohlfahrtsrecht (JWG).

In der DDR wurde die Jugendhilfe 1947 aus dem Sozialwesen ausgegliedert und dem Volksbildungswesen zugeordnet. Die Heime gingen an die örtlich zuständigen Organe der Volksbildung. Das Problem der Jugendverwahrlosung galt als in der sozialistischen Gesellschaft überwunden. Zu bewältigen sei vorübergehend noch das Problem der Jugendgefährdung in Gestalt von Erziehungsschwierigkeiten, Kriminalität und staatsfeindlichen Tendenzen.

In den 50er Jahren entstand in der Gesamtverantwortung des Bildungssektors das System einer Jugendfürsorge, der es zuerst darum ging, die Sozialisation innerhalb der Kleinfamilie zu stärken. Familienerziehung hatte also klaren Vorrang gegenüber der Erziehung außerhalb der Herkunftsfamilie. Heimeinweisungen entstanden immer dann, wenn Eltern die sozialistische Erziehung ihren Kindern nicht gewährleisten konnten. Beobachtet man die Interventionsanlässe so offenbart sich eine klare Kontroll- und Disziplinierungsfunktion innerhalb des Systems ähnlich der Heimerziehung in der BRD bis Ende der 60er Jahre.

Es ergab sich das Postulat des Erziehungsfehlers in den Familien und der Überwindbarkeit solcher Fehlentwicklungen durch den erzieherischen Einfluss des Heimkollektivs. Heimerziehung wurde die politische Bedeutung der „Umerziehung“ straffälliger und subkulturell orientierter Kinder und Jugendlicher zugesprochen.

Die bestehenden Heime waren in ein System von zwei Hauptkategorien eingeordnet: In Normal- und Spezialheime für Schwererziehbare. Schwererziehbarkeit wurde als Persönlichkeitsstörung des Kindes verstanden, bei denen die üblichen Methoden der Erziehung nicht ansprachen, weil sie vom Kind abgelehnt wurden. Hier sollten die Spezialheime die Umerziehung zur sozialistischen Persönlichkeit sicherstellen.

Für strafrechtlich verfügte Sanktionen gab es Jugendhäuser, die als Jugendstrafanstalten dem Minister für Inneres als Strafvollzugsbehörde unterstellt waren.

Die institutionellen Rahmenbedingungen der Heime waren überwiegend ungünstig: Anderweitig nicht mehr benötigte Gebäude wurden genutzt, die nach Standort und Größe in der Regel nicht sozialpädagogischen Kriterien entsprachen. Bis zu 20 Kindern pro Gruppe bei 2,8 Planstellen, Gesamtkapazität bis zu 250 Plätzen pro Heim, hohe Mitarbeiterfluktuation und starre Regelkonzepte ließen ähnliche Strukturmängel wie in der BRD erkennen.

In den 60er Jahren kam es in der BRD zu einer grundsätzlichen Infragestellung der Strukturen und Inhalte dieser primär an sozialer Kontrolle ihrer Adressaten orientierten öffentlichen Erziehung, die eher an Kasernen als an Orte der Pädagogik erinnerten.

Im Zuge der sogenannten Heimkampagne, die im Kontext der Studentenbewegung Heimreformen durch eine Kritik der bestehenden Verhältnisse erzwang, etablierten sich Leitlinien, die sich an Begriffen der Binnendifferenzierung, Dezentralisierung, Regionalisierung, Deinstitutionalisierung, Entspezialisierung und Professionalisierung orientierten.

Hauptkritikpunkte bezogen sich auf

- die Ergebnisse der Hospitalismusforschung, die schädliche Einflüsse der institutionellen Unterbringung kleiner Kinder belegte und zur Schließung von Säuglingsheimen und Bevorzugung von Pflegefamilien führte.
- den Indikationsbegriff der Verwahrlosung in der Heimerziehung, der in seiner sozialisationsschädigenden und stigmatisierenden Wirkung kritisiert wurde.
- das Modell der „Totalen Institution“ der Heimerziehung.

Dies führte zur Öffnung der Institutionen zum gesellschaftlichen Umfeld, zur Dezentralisierung sowie zur Suche nach organisatorischen und konzeptionellen Alternativen wie Jugendwohngruppen usw und letztendlich zum lebensweltorientierten Hilfearrangement.

Der Weg ging von der kontrollierenden, reglementierenden, eingreifenden Heimerziehung über Abschaffung der geschlossenen Unterbringung hin zu einem Verständnis pädagogisch begründeter erzieherischer Hilfen als professionelles, unterstützendes Angebot für Eltern, Kinder und Jugendliche. „Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln“ war die Devise.

Zwei große Entwicklungsstränge innerhalb der Heimerziehungsdiskussion bildeten sich heraus (vgl. Wolf 2003). Die eine Hauptströmung war das Konzept des pädagogischen Krankenhauses. Danach sollen Kinder, die sich von normalen Kindern unterscheiden in einer spezialisierten Einrichtung durch spezifische Behandlungsmethoden in Richtung Normalverhalten verändert werden. Die Krankheit heißt Verhaltensstörung, Dissozialität, Milieuschädigung u. ä. Die Behandlungsformen werden überwiegend aus dem Feld therapeutischer und heilpädagogischer Interventionen rekrutiert. Passen Störung und Behandlungsmethode zusammen, ist die Leistungsfähigkeit groß. Die Intervention beruht auf der Annahme, dass eine unmittelbare zielgerichtete Einwirkung auf das Verhalten des Kindes mithilfe geeigneter Methoden möglich sei. Die Intervention in dieser Einrichtung endet, wenn das Behandlungsziel erreicht ist oder wenn deutlich wird, dass die Störung hier nicht mit Erfolg behandelt werden kann.

Die zweite Strömung speiste sich aus der konzeptionellen Idee der Lebensweltorientierung. Hier ist das Heim als lohnender Lebensort für eine kurze Zeit oder als Ort des Aufwachsens bis zum Übergang ins Erwachsenenleben konzipiert. Der Unterschied zur ersten Konzeption ist hier die Normalisierung der Lebensverhältnisse statt der Person. Das Ergebnis der Entwicklung ist von Kind zu Kind unterschiedlich und nicht vorprogrammierbar.

In diesem Feld gibt es viele Strömungen mit unterschiedlichen Akzenten:

- Eine Richtung betont die Entstehung günstiger Entwicklungsbedingungen durch eine Reduzierung sozialer Kontrolle und einer Verhinderung von Stigmatisierung.
- Eine andere verspricht sich von der Entwicklung dichter, persönlicher und stabiler Beziehung zwischen Pädagogin und Kind besonders günstige Entwicklungsbedingungen.
- Wieder andere legen den Schwerpunkt auf dichte Beziehungen zum sozialen Umfeld (systemische Sicht der Heimerziehung).
- Schließlich gibt es Konzepte, die die Beziehungen zu den anderen Kindern der Heimgruppe stärker als Ressource nutzen.

Versteht man also Heime als pädagogische Orte, an denen Kinder Ressourcen für die Bewältigung von Entwicklungsaufgaben finden (und natürlich auch deren Eltern), dann sind durch viele Entwicklungen Hindernisse beseitigt worden, die früher das Feld diskreditiert haben, verglichen mit den Lernbedingungen einer totalen Institution. Die Normalisierung der Lebensbedingungen ist somit eine notwendige Bedingung, reicht aber nicht aus um einen reizvollen pädagogischen Ort zu schaffen.

Die Abgrenzung von der Anstaltserziehung bringt die Notwendigkeit hervor, neue Umgangsformen bewusst zu entwickeln. Ein hoch formalisierter, vorgegebener Tagesablauf, also eine außengesteuerte Disziplinierung ist nicht dem Lernfeld förderlich (siehe FE und Jugendwerkhöfe). Es fördert Scheinanpassung und keine verinnerlichte Persönlichkeitsentwicklung. Andererseits muss aus einer Kritik der antiautoritären Erziehung gelernt werden, dass auf Reglementierung und Ritualisierung nicht verzichtet werden darf.

Ein Ort wird auch dadurch zu einem Zuhause, dass man dort die ritualisierten Abläufe kennt, dass man Zeiten für Essen, Gespräche, Nachtruhe usw. kennt und einhalten muss, dass man Regeln hat, mit denen sich jeder Einzelne konfrontieren lassen muss, an denen er sich reiben kann, Regeln, die er mitbestimmen darf (muss) und welche, die ihm von der Institution gegeben werden. Dass diese Rituale, Symbole und Grenzsetzungen nicht in der Verantwortung des einzelnen pädagogischen Mitarbeiters liegen, sondern in Konzept und Kultur der Einrichtung sowie im Aufgabenbereich von Leitung begründet ist, sei hier ebenfalls erwähnt bzw. als selbstverständlich bedacht.

Diese Aufgabe ist allerdings um so schwerer, als dass die Gesellschaft und die Familien genau diese Funktion nicht mehr ausreichend erfüllen.

Ebenso erfolgen durch den Perspektivwechsel von der Anstaltserziehung mit Angst auslösenden Praktiken und Strafen hin zu Tätigkeiten wie Beratung und Begleitung mit weniger Erziehung und Betonung der Rechte der Kinder neue Fragen.

Non-direktive Beratungsformen, Toleranz gegenüber jugendtypischen Selbstinszenierung von Körper, Kleidung, Zimmereinrichtung usw. gehören ohne Zweifel zur Ressource eines pädagogischen Ortes.

Aber gehören nicht auch Partner dazu, die Konflikte regeln, Grenzen setzen und Widerstände bieten? Ich glaube, dass sich einige Erziehungsarrangements von diesen tabuisierten Fragen entfernt haben und verkennen, welches ihre gesellschaftliche Aufgabe ist und dass der Gewinn eines konstruktiven Umgangs mit Grenzen und Konflikten für Kinder und Jugendliche unumgänglich ist.

Ich verweise hier nicht nur auf Bernfeld und Korczak, sondern auch auf Zeitgenossen wie Klaus Wolf und Matthias Schwabe.

Zurück zur historischen Entwicklung:

Mit der Einführung des KJHG verfügte Deutschland über ein rechtlich abgesichertes und differenziertes Regelwerk, in dem sich die erzieherischen Hilfen als ein qualifiziertes Leistungsfeld präsentierten. Heimerziehung wurde plötzlich nur noch „eine“ Option in einer breiten Palette von ambulanten, teilstationären und stationären, familienersetzenden, -ergänzenden und -unterstützenden Erziehungshilfen, also den §§ 27-35.

Bedenkt man, dass die meisten pädagogischen Einrichtungen, inzwischen einen Grossteil der möglichen Hilfeformen unter ihrem Dach vereinen, muss man eigentlich von Heimerziehungen reden. So wie im Janusz Korczak-Haus ist die klassische Heimgruppe nur noch eine Angebotsform, begleitet von Außenwohngruppen, Erziehungsstellen, Innewohnenden Gruppen, Betreutem Wohnen, Mutter-Kind-Einrichtungen, therapeutischen WGs, Tagesgruppen, Krisen- und Clearinggruppen sowie ambulanten, flexiblen Hilfen.

Zentraleinrichtungen verkleinern sich. Nur noch ein Drittel aller Plätze werden in klassischen 9er Gruppen in Großheimen im Schichtdienst angeboten. Die Durchschnitts-Platzzahl einer Einrichtung liegt bei 18 Plätzen. 45 % der Plätze sind in dezentralen Formen angesiedelt. Jugendhilfeverbände bilden sich, um Verlegen, Abschieben, Weiterreichungsketten zu unterbinden. Individualisierte Angebote für bestimmte Lebenslagen werden kreiert. Die Strukturen bestimmen deutlich weniger den Alltag und die Pädagogik (vgl. Thimm 2004).

So haben sich also viele der klassischen Heime verändert nach dem Motto „Hilfen aus einer Hand“.

Diese Entwicklung folgte zum einen dem Marktgeschehen, der Kundenorientierung gegenüber den Jugendämtern, aber auch sozialpädagogischen Überlegungen, sich mehr nach den Bedarfen der

Kinder, Jugendlichen und Familien zu orientieren als sie in die bestehenden Angebote einzuordnen. Also, ein Weg von der Angebots- hin zur Bedarfsorientierung.

Ich komme zur Schwachstellenanalyse:

Lassen Sie mich hier nach dieser Aufzählung positiver Entwicklungen in der Heimerziehung einige Problembereiche aufzählen, die, positiv betrachtet, genau die Aufgaben sind, mit denen die erzieherischen Hilfen sich auseinander setzen müssen.

Fragen nach pädagogischer Qualität, Gruppenerziehung und Beziehungsgestaltung werden erst in den letzten Jahren verbindlich aufgegriffen. Tatsächlich passt hier die Beziehungsqualität oft nicht zu den Wünschen der Jungen und Mädchen. Exklusivität kann ebenso wenig gewährleistet werden wie personelle Kontinuität (vgl. Thimm 2004).

- Partizipation ist schwer zu organisieren und wird auch oft abgelehnt.
- Fehlverhalten von Mitarbeitern steht in Tabuisierungsgefahr.
- Manche erzieherische Hilfe bleibt eine isolierte Episode, weil Übergänge nicht gestaltet werden können.
- Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie scheitert nicht selten und bleibt Anspruch.
- Geschlechtssensible Pädagogik findet zumindest in der Breite nicht statt.
- Echte Durchlässigkeit zwischen einzelnen Hilfen und sonstigen Angeboten ist nicht vorhanden. Niedrigschwellige Stützung jenseits von Hilfeplanung und direkter Kostenzusagen ist selten.
- Es fehlen Konzepte von Familienbildung und Elternaktivierung.
- Es fehlt das Wissen und die Anwendung sozialpädagogischer Methoden.

Wir können mit dieser „Mängelliste“ umgehen, wohlwissend, dass wir sie nicht leicht abarbeiten können, aber wir können uns an ihr orientieren.

Schwieriger ist der Umgang mit dem finanziell begründeten Gegenwind:

Mitte der 90er Jahre äußerte sich diese Kritik in Slogans wie „ambulant vor stationär“ und der m.E. fachlich völlig falschen Indikation: „Ambulant – zur Vermeidung von stationärer Unterbringung“. Hier wurde versucht die haushaltliche Belastung und die damit verbundene Einsparnotwendigkeit pädagogisch zu rechtfertigen, was so letztlich nur unfachlich werden kann.

Die Rechnung ging dann auch insofern nicht auf, als dass es plötzlich einen Ausbau der nicht-stationären **und** einen Zuwachs der stationären Hilfen gab. Ich sage dies nicht mit Häme, aber man kann Heimerziehung nicht gleichwertig ersetzen, wenn ihre Notwendigkeit klar gegeben ist. Es geht also zuerst immer um die Suche nach der richtigen Hilfe.

Die Polarisierung der sozialen Verhältnisse in dieser Gesellschaft als Hauptursache von Not und somit Notwendigkeit von Hilfen wird nicht dadurch weniger, dass man Heimerziehung als zu kostspielig erklärt und billigere Hilfen einschiebt. Ich spreche nicht dagegen, ambulante, flexible Hilfen dann einzusetzen, wenn sie **fachlich** begründet sind.

Klar ist, dass Heimerziehung sich im Kontext von flexiblen, sozialraumorientierten Hilfen – und jetzt sind wir im Jahre 2004 – bewegen und entwickeln muss, wobei es eine begründete Skepsis gibt, ob es durch Bezeichnungen wie „Hilfen über Tag und Nacht“ oder „Erziehungshilfe mit Bett“ grundsätzlich zu einer Reduzierung oder Veränderung der stationären Notwendigkeit kommt: Folgen und Wirkung der sozialraumorientierten Hilfen, die durchaus notwendig an die Strukturmaximen des 8. Jugendberichts anknüpfen, Folgen und Wirkung dieser neuen Leistungsstrukturen sind nicht empirisch gesichert, vor allem nicht in längerfristigen Beobachtungen abgesichert, und insofern

kann man den direkten Einfluss auf die stationären Hilfen nur erahnen oder erhoffen – nicht aber voraussagen. Man sollte also nicht den gleichen Fehler machen wie in den 90er Jahren beim Ausbau der ambulanten Hilfen.

Die bisherigen Veränderungen ergeben wenig objektive Einschätzung über die Nachhaltigkeit dieser Modellprojekte und um solche handelt es sich. Die Auswertung muss professioneller Weise erst nach der Praxisphase erfolgen und nicht wie mancherorts schon vorher.

Die zuversichtliche Vorstellung darüber, wie gelingend Herkunftsmilieus stabilisiert und damit die Herausnahme von Kindern vermieden bzw. Rückführung beschleunigt werden kann, also der Mythos der Ressourcenorientierung, kann sich durchaus als unzureichend reflektierte Euphorie über die Nachhaltigkeit sozialräumlicher Konzepte herausstellen oder gar als frommer Wunsch, der den Vater des Gedanken spielen muss.

Hier wird verkannt, dass sich der Zerfall des Grundkonsens einer sozial gerechten und solidarischen Gesellschaft gnadenlos und unaufhaltsam in den Familien vieler Adressaten von Jugendhilfeleistungen als Prozess durchschlagen wird.

Lebensweltorientierung kann hier eventuell das Gegenteil von ihrer eigentlichen Bedeutung bekommen, nämlich:

Verlässliche Orte und Kontinuität schaffen und erhalten für Kinder und Jugendliche, deren Herkunftsmilieus und dortigen Lebens- und Entwicklungschancen massiv bedroht oder schon unwiederbringlich zerstört sind. Die Funktion der Heimerziehung im Konzept der Sozialraumorientierung könnte durchaus auch sein, Kinder und Jugendliche vor ihrer Lebenswelt zu schützen.

Auf den Umgang mit Sparnotwendigkeiten bezogen ist dringend nötig: Wenn kein Geld für vordergründig kostspielige Hilfen vorhanden ist, sollte auch genau dies das ehrliche Argument sein, statt fachliche Scheinargumente vorzuschieben. Solches Verhalten demotiviert und demütigt engagierte Mitarbeitende in den erzieherischen Hilfen.

Was Heimerziehung leisten kann, ist nachgewiesen worden in der Jule-Studie, der Evaluationsstudie Erzieherische Hilfen (EVAS) und der Jugendhilfe-Effekte-Studie (JES).

Ein paar Zahlen aus der JES Studie als bisher umfangreichstes Forschungsprojekt der Kinder- und Jugendhilfe Deutschlands:

In 5 Bundesländern wurden 5 Hilfearten an 233 Hilfen evaluiert. Zentrale Ergebnisse sind:

- In 70 % der Fälle wurde eine Verbesserung erreicht
- Im Schnitt konnten die Auffälligkeiten des betroffenen Kindes um bemerkenswerte 37 % reduziert und seine Kompetenzen um 29 % aufgebaut werden
- 56 % der Hilfeplanziele wurden erreicht

Voraussetzung hierfür war, dass zentrale Aspekte der Fachlichkeit berücksichtigt wurden. Dies gilt für Strukturqualität (breites Leistungsspektrum und klinische Orientierung) und in noch stärkerem Maße für einzelfallbezogene Prozessqualität.

Umgekehrt zeigt die Studie das Scheitern von Kinder- und Jugendhilfe auf, falls keine Kooperation erfolgt und die Hilfe unplanmäßig abgebrochen wird.

Ich komme zum dritten und letzten Teil, den Entwicklungsanforderungen:

Wenn ich von Entwicklungsanforderungen für die Heimerziehung spreche, meine ich gesellschaftlich bedingte Probleme, mit deren Auswirkungen sich die erzieherischen Hilfen in ihren Organisations- und Angebotsformen stellen müssen.

Hierzu nenne ich mehrere Bereiche (vgl. Winkler 2003):

Armut:

Die Entwicklung von der Jugendfürsorge hin zur Jugendhilfe hat sich vor dem Hintergrund eines bemerkenswerten Wohlstandszuwachses vollzogen. Diese Grundlage wankt. Unsere Gesellschaft ist von massiven Spaltungsprozessen betroffen. Wachsende Teile der Bevölkerung werden von der Teilhabe am Wohlstand ausgeschlossen. Es geht nicht nur um Arbeitslosigkeit, Armut, Wohnungsnot, gesundheitliche Belastung, sondern auch um instabile Lebenssituationen im Übergang von sozialversicherungspflichtigen Tätigkeiten, selbstständigen Beschäftigungen wie auch Arbeit in ungesicherten Verhältnissen.

Armut ist nicht mehr an Alter gebunden, wie es lange Zeit war, es trifft nun auch die Jugend. Dies führt zu einem fatalen Ausschluss von ökonomischen, sozialen und kulturellen Entwicklungsmöglichkeiten. Michael Winkler nennt es „ein wucherndes Elend, dass mit Kontrolle, Disziplinierung und Ausgrenzung der Betroffenen einhergeht“. Der Staat zieht sich aus den wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Prozessen zurück, überantwortet die Bildung dem Markt und verstärkt seine Aktivität im Disziplinarbereich.

Das zweite Stichwort ist

Demographischer Wandel:

Die Gewichte verschieben sich zugunsten der älteren und zu Lasten der jüngsten Gesellschaftsmitglieder. Dies hat regionale und wirtschaftsgeographische Auswirkungen und auf die Jugendhilfe bezogen Versorgungsengpässe in vielen Kreisen und Regionen zufolge (Jugendhilfe bekommt hier eine feuerwehrrähnliche Funktion).

Die zwischengenerationelle Solidarität wird auf die Probe gestellt: Zum einen produziert z.B. die privat finanzierte Altersvorsorge die Haltung, jeder müsse nur für sich selbst sorgen. Damit schwindet die Bereitschaft Aufwendungen zu übernehmen, die dem Aufwachsen der jüngeren Generation dienen. Zum anderen ist zu befürchten, dass eine populistische Politik die Interessen der älteren (Wahl)Bevölkerung prioritär behandelt.

Dabei ist nicht logisch, dass der Bedarf an Jugendhilfe linear zum Rückgang der Minderjährigenzahlen einhergeht. Die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse vor allem der demographische Wandel selbst rufen statt dessen höheren Hilfebedarf hervor. Es fällt schwerer in einer Welt aufzuwachsen ohne die Ressource der Peer Group, mit zunehmender Kontrolle der Alten.

Weniger Kinder brauchen mehr Hilfen. Der Unterstützungsbedarf der älteren Generation wächst aber ebenfalls – bei zurückgehenden Steuereinnahmen.

Ethnizität

Probleme der Migration, der kulturellen Differenzen, werden stärker je mehr die Bundesrepublik aus wirtschaftlichen Gründen ein Einwanderungsland wird. Viele junge MigrantInnen wachsen in zwei Kulturen auf. Wenn die Sozialisationsstrategien von Zuwanderungsfamilien nicht mehr tragen, kommt zum Generationskonflikt der ethnisch-kulturelle dazu. Erschwert wird dies durch die Tatsache, dass der Arbeitsmarkt keine Integration bringt.

Wenn wir zusammenfassend davon ausgehen, dass die kommende Gesellschaft

- eine Wissensgesellschaft sein wird, in der Eigenmotivation und selbstgesteuertes Lernen zunehmend bedeutsam sind;
- eine Risikogesellschaft, in deren Ungewissheit Biografien ständig umgebaut und neu erfunden werden müssen;
- eine Arbeitsgesellschaft, die regelmäßige Berufswechsel und erhöhte Mobilität erfordert;

gleichzeitig aber eine Gesellschaft ist, die vielleicht wie keine andere zuvor lebensweltliche und alltägliche Sicherheit vorenthält und wo Eltern zwischen Überforderung, technischen Erziehungsstilen, Verordnungen und Vernachlässigung schwanken, können wir uns die Gewichtung des Stellenwertes der Jugendhilfe und der Heimerziehung ungefähr vorstellen.

Forschungen sehen Geist und Intelligenz bedroht, weil Kindern und Jugendlichen emotionale Versorgung fehlt, die seelischen Haushalte vieler scheinen angegriffen.

Dies bedeutet: Das Problem der Pädagogik, wie gesellschaftlich das Aufwachsen zu organisieren ist, wie Kinder und Jugendliche so liebevoll betreut werden, dass sie Vertrauen fassen, gewinnt eine nie zuvor gekannte Dramatik: Hilfen zur Erziehung müssen in dem Spannungsfeld agieren, politisch wie pädagogisch Strategien zu verfolgen, den Blick auf eine gerechte soziale Ordnung wie auf Erziehung richten.

Bezogen auf Heimerziehung heißt dies, und damit bin ich beim fachlich/methodischen Teil und möchte mit ein paar Stichwörtern zu Ende kommen:

Geschlechtsdifferenzierte Kundigkeit

- Arbeit mit Vätern – Eingehen auf Mädchenperspektiven;

Sozialraumorientierung

- Heime müssen sich in ihren Lebensort vernetzen, Kooperationen suchen und Ressourcen finden;

Dialogisches Fallverstehen

- Es darf nicht Fallarbeit versus Feldarbeit heißen. Zu befördern ist eine Logik des Verstehens gerade der Besonderheit jeden einzelnen Falles.

Umgang mit Gewaltbereitschaft und zunehmender Aggressivität

Fachliche Entwicklung

- Wir müssen unser Handwerkzeug definieren, darin Standards entwickeln und unserer Leistung messbar und dadurch vergleichbar machen.

Ein wesentlicher Schwerpunkt ist vielleicht dieser:

Sozialpädagogische Arbeit ist eine durch Menschen geprägte Profession.

Ich zitiere sinngemäß Dr. Karlheinz Thimm:

In unseren Heimen stranden Kinder, die das harte Ende des Lebens erwischt haben. Sich vom menschlichen Leid berühren zu lassen, ist ein unverzichtbares Kapital für wirksame Hilfe.

Die eigene Arbeitskraft zu erhalten, Grenzbewusstsein und Bescheidenheit zu pflegen und nicht in Resignation oder gar Zynismus zu fallen – das sind Herausforderungen für die Personal- und Organisationsentwicklung. Ein Gelingen von Hilfe hängt entscheidend davon ab, ob Kinder zum richtigen Zeitpunkt den richtigen Menschen getroffen haben, der sie achtet und annimmt, und ferner hängt dies davon ab, ob dies im richtigen Milieu oder Setting geschieht.

Erinnern sich Kinder und Jugendliche später, dann sprechen sie über Personen – wie diese waren und was sie gemacht haben. Da wo Heimerziehung gelingt, liegt es oft an der Bedeutung einzelner PädagogInnen für junge Menschen. Und entscheidend ist oft Anerkennung. Anerkennung für Kinder, Jugendliche, Eltern und – Professionelle.

Die professionellen Helfer sind das unschätzbare Kapital der Heimerziehung.

Ich schließe mit einem Zitat von Michael Winkler:

„Moderne Gesellschaften sind unsicher und verunsichern. Sie stellen die Individuen in aller Radikalität vor eine Bildungsaufgabe, die diese selbst bewältigen müssen. Diese Aufgabe birgt immense Gefahren des Scheiterns. Denn nie zuvor mussten Kinder und Jugendliche so lange und so weit suchen, um sich endlich nur in sich selbst zu entdecken“.
Es ist eine große Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe, in neuen Netzwerken abgestimmte Beiträge zur Begleitung des Aufwachsens unter solchen Ungewissheitsbedingungen zu leisten

Friedrich Erdmann

Erziehungshilfereferent des Fachverbands evangelische Jugendhilfen (FEJ) des DWBB

Literatur:

Vera Birtsch, Klaus Münstermann, Wolfgang Trede (Hg): Handbuch Erziehungshilfen

Dr. Ulrich Bürger: Heimerziehung im Kontext sozialer Ungleichheiten. In: Unsere Jugend 1/04

Thomas Gabriel, Michael Winkler: Heimerziehung – Kontexte und Perspektiven –

Jugendhilfe-Effekte-Studie: Was leistet Jugendhilfe? In: Unsere Jugend 11/03

Norbert Struck, Michael Galuske, Werner Thole (Hrsg): Reform der Heimerziehung – eine Bilanz –
.Hier besonders Klaus Wolf: Und sie verändert sich doch. Entwicklungsprozesse in der Heimerziehung.

Dr. Karlheinz Thimm: Verschiedene Veröffentlichungen